



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hofmann, Reihhold: Heimatklänge von der böhmisch- bayrisch-
sächsischen Grenze

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

trauet auf Gott und haltet euer Pulver trocken," sagte Oliver Cromwell. Dem stimmen wir vollkommen zu und knüpfen nur noch die Mahnung an Leute, deren allzu heißes Blut mit der notwendigen Kühle des Kopfes nicht vereinbar ist, daran: Bedenket, daß auch Bismarck die Vorsicht nie außer Augen ließ! Von den kleinen Zänkereien und Stänkereien wollte auch er nichts wissen.



Heimatflänge

von der böhmisch-bayrisch-sächsischen Grenze

Von Reinhold Hofmann



er römische Geschichtschreiber Tacitus glaubt aus der Unwirklichkeit des von unsren Vorfahren bewohnten, von unermesslichen Wäldern und Sümpfen bedeckten Landes schließen zu müssen, daß die Germanen Ureinwohner seien, denn „wer möchte wohl, so meint er in seiner »Germania«, ganz abgesehen von den Gefahren des grauenhaften und unbekanntes Meeres, Asien, Afrika oder Italien verlassen und nach Germanien ziehen, in jenes anmutlose Land von so rauhem Klima und zum Bewohnen und fürs Auge nur für den nicht traurig, dessen Vaterland es ist.“ Der ausdauernde Fleiß der Bewohner hat die dem Sohne des heitern Südens einst unheimlichen weiten Gebiete längst zu einem der gesegnetsten Länder Europas gemacht; sogar in den rauhesten Strichen des Erzgebirges und des Vogtlands, deren finstre Wälder und schwer zu durchdringendes „Gemörricht“ noch zu der Zeit des Schmalkaldischen Krieges den Spaniern in Kaiser Karls des Fünften Umgebung das tiefste Mißfallen erregten, hat sich seit langem eine hohe und eigentümliche Kultur entwickelt, und auch die ernste Schönheit beider Landschaften, die man noch vor einem halben Jahrhundert mit ungeheuerlicher Übertreibung das „sächsische Sibirien“ zu nennen liebte, wird mehr und mehr erkannt und gewürdigt. Und gerade deshalb, weil hier der Boden nur dem liebevollen, zähen Fleiße seine Schätze bietet, ist dem Vogtländer und dem Erzgebirger seine Heimat doppelt ans Herz gewachsen. „Mit meinen Landsleuten, sagt der vogtländische Dichter Julius Rosen in seinen schönen »Erinnerungen«, habe ich immer die Anhänglichkeit an die heimatliche Erde des Vogtlands gemeinsam gehabt. Wie es Menschen gibt, von welchen man, hat man sie einmal liebgewonnen, nie wieder lassen kann, so geht es uns auch mit Ortschaften und Gegenden. Es sind gewöhnlich solche, in welchen sich eine bestimmte Gemütsstimmung ausdrückt. Zu diesen gehört das vogtländische Hügelland an der Abdachung des sächsischen Erzgebirges mit seinen Waldeinsamkeiten, in welche gar schmale Wiesentäler, oft nur wie grüne Streifen, mit hier und dort weit, gar weit auseinanderliegenden kleinen verirrten Häusern sich hineinverlieren und stundenweit den Blick nach sich ziehen, als müßte dort weit hinten in der Ferne unter den harztropfenden Tannen, dort, wo die Berge terrassenartig in dunkler Bläue empor-

steigen, irgendein Geheimnis verborgen sein, das uns an sich lockt und sich uns gern enthüllen möchte. Und wie klar und hell eilen aus dem dunkeln Grunde die plätschernden Bäche herunter, immer mit sich sprechend wie Kinder, welche etwas in einem fremden Hause bestellen sollen und den Auftrag unterwegs sich oft laut vorsagen, um ihn nicht zu vergessen, bis sie ihn wirklich vergessen haben und nun zwecklos weinend am Wege stehn.“ Seine Heimat, deren „melancholisch träumenden Charakter“ er mit so dichterischer Beseelung zu schildern verstand, hat Mosen nie vergessen können. Das Heimweh, nach Wilhelm Raabe „die Quelle aller Poesie,“ hielt ihn in seinem Bann. Zahlreich sind die Stellen in seinen Schriften, in denen er mit rührender Sehnsucht der Wälder und der Höhen seines geliebten Vogtlands gedenkt, so in den Novellen „Heimweh“ und „Ismael“ in den „Bildern im Moose,“ in „Georg Benlot.“ „Aus der Fremde,“ aus Oldenburg, wohin der Einundvierzigjährige im Jahre 1844 als Dramaturg des Hoftheaters berufen wurde, läßt er das schwermütige Lied erklingen:

Wo auf hohen Fannenspißen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstoßen sitzen,
Weiß und rot die Moose blühen:
Zu der Heimat in der Ferne
Bög ich heute noch so gerne. —

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Herde zieht,
Wo mich alle Berge kennen,
Drüberhin die Wolke flieht:
Zu der Heimat in der Ferne
Bög ich heute noch so gerne.

Wo so hell die Glocken schallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß:
Zu der Heimat in der Ferne
Bög ich heute noch so gerne.

Fern von der Heimat hat der liebenswürdige Sänger am 10. Oktober 1867 nach langjährigem schwerem Siechtum die letzte Ruhe gefunden. Zwei Fichten aus dem geliebten vogtländischen Walde rauschen über seinem Grabe.

Auch ich, nicht gar weit von Mosens Geburtsort Marieney in einer der höchstliegenden und rauhesten Gegenden des Vogtlands geboren und aufgewachsen, hänge mit ganzer Seele an der Stätte, wo meine Wiege stand, denn sie ist meine Heimat. Der große Römer hat feinsinnig zu verstehn vermocht, warum man auch ein von der Natur wenig begnadetes Land so herzlich lieben kann.

Das sächsische Vogtland ist bekanntlich nur ein Teil des historischen Vogtlands an der oberen Saale und Elster, der alten terra advocatorum, die seit dem zwölften Jahrhundert in den erblichen Besitz der Reichsvögte gekommen war. Von den Vögten, die es im Namen des Kaisers regierten, hat das Vogtland seinen Namen erhalten. Im Jahre 1569 wurde es mit Kursachsen vereinigt. Es umfaßte ursprünglich die jetzigen sächsischen Amtshauptmannschaften

Blauen, Ölsnitz und Auerbach, die reußischen Fürstentümer, das altenburgische Amt Ronneburg, den sachsen-weimarischen Kreis Ziegenrück, das bayrische Bezirksgericht Hof mit dem Regnitzlande und die böhmische Herrschaft Msch (Neuberg), die noch im achtzehnten Jahrhundert den reichsunmittelbaren Herren von Zedtwitz gehörte. Meine schlichten Betrachtungen werden sich nicht mit diesem ganzen Gebiete beschäftigen, sondern nur mit einem kleinen Ausschnitt, der Umgebung meines Geburtsorts Ebmath, wo das sächsische, das bayrische und das böhmische Vogtland zusammenstoßen. In dem kleinen böhmischen Orte Kaiserhammer, eine gute halbe Stunde von meinem Heimatdorfe, berühren sich die drei Grenzen, und mit Stolz und Befriedigung wird dem Fremdling der von einem erlenumsäumten Bächlein durchflossene Wiesengrund gezeigt, auf dem die Beherrscher der drei Länder, jeder auf seinem eignen Grund und Boden, sich um einen Tisch zum Mahle niederlassen könnten.

Ebmath, ein Bauern- und Weberdorf, das gegen dreihundert Einwohner in etwa fünfzig „Nummern“ hat, liegt unmittelbar an der böhmischen und eine Stunde von der bayrischen Grenze entfernt in der Amtshauptmannschaft Ölsnitz, an der alten Straße von Ölsnitz nach Msch, zwischen Adorf und Hof, über sechshundert Meter hoch auf der Hochebene des westvogtländischen Höhenrückens, der sich vom Fichtelgebirge her allmählich zum Elstertal herabsenkt. Die blauen Linien des Fichtelgebirges, den Frankenwald, den seit kurzem mit einem stattlichen Bismarckturme gekrönten Hainberg bei Msch, das Schönecker Plateau und die Höhen des reußischen Landes habe ich von meinem Vaterhause aus täglich vor Augen gehabt. Ein in Ebmath entspringender Bach, im Volksmunde der „Schwammehöh“ genannt, der sein klares Wasser nach kurzem Laufe in die Regnitz und mit ihr zur Saale führt, trennt Sachsen vom „Kaiserlichen,“ das ist Böhmen. Äcker, Wiesen und Wald und die von dem Kamme des Höhenrückens herabschauenden kleinen Häuser auf dem linken, südlichen Ufer des Schwammebachs gehören zu dem volkreichen böhmischen Marktstücken Kofsbach, Ortsteil Einöb (Anü-ed)* und zu der ebenfalls böhmischen Gemeinde Gottmannsgrün, im Volksmunde „die Wuschumm“ genannt, das ist wohl „Wüstung,“ wüste Mark. Eine Ortsbezeichnung „uff der Wustuben“ südlich von Hof „bei Eppenreuth“ ist mir auch in den Kirchenbüchern der Stadt Hof vom Jahre 1650 entgegengetreten. Nach einem königlich böhmischen Lehnbriefe vom Jahre 1716 gehörte zu dem einst reichen Besitz der hochadlichen Herren von Zedtwitz auch das Dorf Gottmannsgrün „oder die Wüsten.“ Den Namen Wüstung führt eine Gastwirtschaft am Kleinen Kornberg im Fichtelgebirge. Der wie der Schwammebach auf Ebmath'ser Flur entspringende Triebelbach mündet unterhalb der Stadt Ölsnitz in die Elster, die Ebmath'ser Hochebene bildet also die Wasserscheide zwischen Saale und Elster. Die Nähe der österreichischen Grenze und die schützenden Wälder begünstigen das „Paschen,“ insonderheit den Viehsmuggel, dem, wie böse Menschen behaupten, besonders einige Nachbardörfer trotz dem geringen Verdienst mit liebevoller Hingebung obliegen. Etwas sittlich Verwerfliches sehen die Männer und die Säuglinge, die diesem von zahlreichen „Grenzgegnern“

*) Auf der sächsischen Generalstabkarte fälschlich als „Ebmath'ser“ Einöb bezeichnet.

beeinträchtigten Nahrungszeige huldigen, meines Wissens nicht, und sie würden sicherlich auch die Erklärung des nach seiner Ableitung dunkeln Zeitwortes „pafchen“ in dem „Etymologischen Wörterbuche“ Friedrich Kluges, der es als ein „Gauernerwort“ bezeichnet, ohne tiefere Gemütsbewegung lesen.

Unsre Zeit, die jede Eigentümlichkeit wegzutilgen und alles gleichzumachen strebt, erfüllt den Freund von des Volkes Art und Sitte mit schmerzlichem Bedauern über das unaufhaltfame Dahinschwinden der letzten Reste der Volksaltertümer und Volksüberlieferungen. Noch gilt das Dorf als eine Heimstätte der „guten alten Zeit,“ aber auf wie lange noch? Täglich sehen wir auch hier die alte Herrlichkeit mehr und mehr zusammenschrumpfen, und bald wird „mit dem letzten echten Bauernrock auch das letzte echte Bauernhaus verschwunden sein.“ Die alten malerischen Höfe mit ihrer Schindel- oder Strohdachung werden immer mehr in kahle, zweistöckige Steinbauten mit Schieferdach umgewandelt; schlimme Feinde des alten Bauernhauses sind die Brandversicherung mit ihren architekturverwüstenden Vorschriften und die Überredungsgabe städtischer, das platte Land bereisender Baumeister. Auch die prächtigen alten Truhen und Schränke mit ihrer unverwüstlichen bunten Malerei werden meist nicht mehr geschätzt, man überstreicht oder zer schlägt sie; „mir is a fetter Schöfhämel lieber wie setzts altz Zeig!“ sagte mir ein Fleischer und Gastwirt in einem bayrischen Dorfe an der Grenze. Burschen und Mädchen tragen jetzt auch in meiner Heimat städtische Kleider, und die Jugend arbeitet in den Fabriken der benachbarten Städte. In meinen jungen Jahren habe ich noch Flachs und Hanf brechen und Frauen und Mädchen in ihren derben „vierschäftigen“ Röcken, in den mit bunten Fransen geschmückten Kopftüchern die selbstgesponnene Leinwand bleichen sehen. Aber der alte Spruch: „Selbstgesponnen, selbstgemacht ist die beste Bauerntracht“ hat keine unbestrittne Geltung mehr, die modischen städtischen Fähnchen und Hüte von wunderlichem Geschmack bringen immer siegreicher vor. Auch mancher Brauch aus den Tagen der Väter ist dahingeschwunden. An den langen Herbst- und Winterabenden ging man oft zum Nachbar „huzen“; die jungen Leute beiderlei Geschlechts, die Mädchen mit dem Spinnrad oder dem Strickstrumpf, kamen zur Kockenstube zusammen: die trübe Beleuchtung, die die Rüböl- lampe oder wohl auch hier und da noch der qualmende Lühhut spendete — eine mit Schleißen oder Rienspänen gefüllte eiserne Pfanne mit einem trichterförmigen, den Rauch auffangenden Hute darüber —, wurde keineswegs schmerzlich empfunden. In der Kockenstube wurden die alten Volkslieder gesungen, je schwermütiger desto lieber; in ihnen war nach meiner Erinnerung viel von Scheiden und Weiden, Sterben und Verderben die Rede. In einer räucherigen und nach dem Grund- satz: „Besser derstiekt wie derfrödn“ wohl kaum jemals aus sanitären Gründen ernsthaft gelüfteten Bauernstube habe ich als Junge solchen zwanglosen Zusammenkünften einigemal unter andachtsvollen Schauern beigewohnt. Der freundliche Lühhut — meines Wissens schon damals, vor vierzig Jahren, einer der letzten seines Stammes in meinem Heimatdorfe — liegt jetzt, gerettet aus dem Brande, der das malerische hölzerne alte Bauernhaus mit mehreren andern verzehrt hat, unter altem Gerümpel und wird hoffentlich demnächst in dem Museum für sächsische Volkskunde in Dresden seine Auferstehung feiern. In

dem benachbarten böhmischen Gottmannsgrün hat noch vor zwanzig Jahren der Bühhut seines Amtes gewaltet, und noch heute werden dort einige freilich nunmehr in den Ruhestand versetzte Exemplare dieses in den Sammlungen selten zu findenden altvogtländischen Hausgerätes aufbewahrt. Die zimmernen Rüböl-lampen und die Lichtputzen aus dem Urväterhausrat, mit denen ich in meiner Jugend noch vertraut war, sind zum größten Teile verschwunden. Das behagliche Schnurren der oft uralten Spinnräder ist fast ganz verstummt. Die Rockenstuben sind von der Polizei, die kein Verständnis für ihre Poesie und für die „Rockenphilosophie“ (vgl. Rudolf Hildebrand, *Gesammelte Aufsätze und Vorträge* usw. Leipzig, 1890. S. 115 ff.) hatte, längst verboten worden, aus Gründen der Sittlichkeit, aber ich kann nicht finden, daß sich diese seitdem wesentlich gehoben hätte. Auch anderwärts hat man ähnliche Beobachtungen gemacht; so sagt ein trefflicher Kenner des Volkstums im Spreewalde: „Wo noch ein Rest der alten Spinnstuben oder des gemeinsamen Strohflechtens das Zeitalter polizeilicher und pastoraler Verfolgung überdauert hat, erweist er sich als ein Hort feinerer Gesittung.“ (Otto Eduard Schmidt in den *Grenzboten* 1904, S. 231.) Auch der Tanz im Freien unter der alten Dorflinde auf der „Bruck“, einem aus glatten Brettern zusammengefügt, mit Maien und Fichten geschmückten und auf starkem Gebälk ruhenden Tanzplatz von ansehnlichem Umfang, wie ich ihn noch als Student, die ländlichen Schönen im vogtländischen Volkstanz, dem Dreher, „auswechselnd“, erlebt habe, ist der sittehütenden Polizei zum Opfer gefallen. Diese besonders im bayrischen Vogtlande (vgl. Ludwig Zapf [München], *Altdeutsche Sommerlust im Vogtland: Unser Vogtland*, 4. Band [1898], S. 126 ff.) beliebten „Brucktänze“, die oft mehrere Tage dauerten, waren der letzte Nachklang der alten Sommwendefeste, der Maientänze, die man in der Zeit der vollentwickelten Schaffenskraft der Natur festlich beging. Verschwunden sind auch nach und nach die besonders im Bayrischen und im „Kaiserlichen“ häufigen niedrigen hölzernen „Tanzböden“, auf denen bei einer oft ohrenzerreißenden Musik der Jüngling, ein dickes wollnes Tuch um den Hals und die kurze Pfeife im Munde, sein mit der „Kappen“ gezieretes Haupt mit zärtlichem Gefühl anlehnte an das der kopftuchgeschmückten Jungfrau, die in der ererbten, um den Hals geschlungenen langen Silberkette mit Schloß prangte. Die oft mit reicher Stickerei verzierten stattlichen „Buckelhauben“ sind vor einem halben Jahrhundert besonders im Bayrischen noch in Gebrauch gewesen. Auch den „Spencer“, eine kurze Jacke mit oben sehr weiten, nach der Hand zu enger werdenden Ärmeln, habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen.

Sonntags ging man in das altertümliche, noch Reste des romanischen Baustils und bunte Deckenmalerei aufweisende Kirchlein des eine halbe Stunde entfernten Pfarrdorfes Eichigt zum Gottesdienst. Frauen und Mädchen trugen hierbei auf ihrem meist recht umfangreichen Gesangbuch das zierlich gefaltete weiße Schnupf- oder Wischtüchel — das im übrigen nur Schaustück war und, im Verlauf der Wochentage wenigstens, nicht abgenützt wurde — und oft einen Blumenstrauß, worin der stark duftende, von den Ragen leidenschaftlich begehrte Marum verum nicht fehlen durfte. Dieser Strauß, der, wenn Bedarf vorlag, auf der Kirchenbank von einer Veterin zur andern weitergegeben wurde, wirkte

im Verein mit dem noch heute seines Amtes waltenden Klingelbeutel lebend weckend auf die Frauen, die von der harten Berufsarbeit, dem ungewohnten, geheimnisvoll düstern, kühlen Raum und von der eindringlichen Predigt des Pfarrers in gleichem Maße angegriffen waren. Der die Kirche umgebende Friedhof ist von einer alten, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Mauer umgeben. Daß in der Eichigter Pfarre so viele noch amtierende Pfarrer gestorben sind, hat nach dem Volksglauben seinen Grund darin, daß man einst bei der Erbauung des Pfarrgebäudes Grabsteine mit vermauert hat.

Betrachten wir uns die vom Schweiß der Ahnen getränkte Scholle etwas näher.

Über den Ursprung ihres Heimortes machen sich wohl die wenigsten meiner Dorfgenossen ernstere Gedanken. Ebmath ist ein echtes deutsches Waldhufendorf. Die Deutschen pflegten bei der Besiedlung im Gegensatz zu den Slawen den Grund und Boden in handtuchförmigen Streifen zu verteilen, die in der Regel nicht breiter als ein bis zwei Ackerbreiten waren, gerade hinreichend, eine Bauernfamilie zu ernähren und vier bis acht Stück Vieh zu halten. Ebmath ist eine deutsche Gründung, wie die Dörfer der nächsten Nachbarschaft; die rauhen Höhen meiner Heimat hatten für die slawischen Sorben, die bis in das neunte Jahrhundert das ganze westliche Vogtland mit einer Menge (über hundert) dicht nebeneinander liegender Ortschaften bedeckten, wenig Verlockendes, sie siedelten sich mehr in dem untern (mittlern und nördlichen) Vogtland und in den Flußtälern an, so im Elstertal, wie die zahlreichen Orte auf -iz, -wiz, -au andeuten. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts werden das östliche und das südliche Vogtland dicht mit deutschen Waldhufendörfern bedeckt, die Blütezeit der deutschen Besiedlung fällt in das dreizehnte und das vierzehnte Jahrhundert. Die Frage, welche deutschen Stämme mit Art und Feuer das Vogtland kolonisiert und die schon vorhandenen Sorben nach und nach aufgesogen oder verdrängt haben, ist noch nicht genügend geklärt; die einen, so Max Schmidt (Zur Geschichte der Besiedlung des sächsischen Vogtlandes. Beilage zum 7. Jahresbericht der Städtischen Realschule zu Dresden-Johannstadt, 1897), nehmen vorwiegend bayrische Besiedlung an, andre, so Emil Gerbet (Die Mundart des Vogtlandes. Inaugural-Dissertation, Leipzig, 1896), verfechten mehr die ostfränkische Herkunft und nehmen erst an zweiter Stelle bayrische und thüringische, im Norden des Gebiets sächsische Herkunft der Vogtländer an.

Ebmath, mundartlich E-emet, erscheint 1328 urkundlich als „Dorf zu Ebenode,“ 1378 als Ebinod, 1499 Ebnod, d. i. Ebenheit. Noch auf den Hermannschen Karten des achtzehnten Jahrhunderts wird es Ebnat genannt; die Form Ebinod in der Urkunde vom Jahre 1378 wurde fälschlich Ebnod gelesen, und die Behörden haben, wie es auch sonst nicht selten vorkommt, diese falsche Form festgehalten, daher das falsche m in der heutigen Schreibweise. Ein Dorf desselben Namens, nur in der richtigen Form Ebnat und also wohl angelegt von Siedlern desselben Stammes, finden wir in der Oberpfalz, südöstlich von Kemnath, und zwei Orte Ebmath, Ebmet im nördlichen Böhmen im Egerlande. Ein hochliegendes Dorf Ebnat liegt im württembergischen Jagstkreis und ein Ebnet in Baden.

Dieselbe Wurzel -öde wie in Ebenode, Ebinod tritt uns entgegen in dem Namen des zwei Stunden nordwestlich von Ebmath liegenden Dorfes Dröda, 1279 urkundlich „zue der Bede.“ Daß die meisten unsrer Ortsbezeichnungen ursprünglich Dative sind, oft mit Präposition, dafür liefern außer Dröda noch einige Ortsnamen meiner Heimat den Beweis. Unser Pfarrdorf Eichigt heißt im Volksmunde Mäglich oder Mäglet,*) d. i. im Eichenwald, im Eichigt. Meßbach bei Plauen, d. i. im Espich. M'r gänge no „die“ Pöstleiten: nach Pabstleithen, einem Dorf bei Ebmath. Untereichigt heißt im Volksmunde noch heute „das Loch,“ wie in der Urkunde vom Jahre 1328 „zue dem Loche.“ In den ältern Körnerausgaben ist ein Brief Theodor Körners aus dem Jahre 1813 datiert „im Biwak vor Ruhigt zwischen Plauen und Hof“ statt „Eichigt.“ Körner hatte wohl Nichtig geschrieben mit fehlendem oder undeutlichem S-Punkt, und so ist durch einen Lesefehler Ruhigt entstanden. Unter der schönen alten Pfarrlinde, unter der der junge Freiheitskämpfer und Held nach der Überlieferung damals gefessen hat, habe ich in meiner Jugend mit den mir befreundeten Söhnen des Pfarrers und des Kantors so manches fröhliche Spiel gespielt.

Die Dörfer in der nähern Umgebung von Ebmath sind deutschen Ursprungs: Eichigt, Bergen, Gettengrün (Grün eines Getto: 1295), das Kruckenhaus bei Obertriebel („die Höllkrucken“), Haselrain, Grünpöhl und Höllesteg, Tiefenbrunn mit den Ortsteilen Oberwieden, Unterwieden, Birkigt, Kugelreuth, Gräben im Tal, Hammerleithen und Stockhaus, Pabstleithen, Burkhardsgrün, Neubrambach, Süßebach, Sachsgrün, Hasenreuth, Lodbrenreuth, Weidigt, Freiberg, das bayrische Faßmannsreuth, vielleicht auch Triebel bei Ebmath. Auch die benachbarten böhmischen Orte haben deutsche Namen: Kopsbach, Gottmannsgrün mit dem Kaiserhammer, Kirchbrünnlein, Ziegenrück, Neuberg, Krugsreuth, Steinpöhl, Thonbrunn, Grün, Pfannenstiel, Kommersreuth, Ottengrün, Steingrün, Friedersreuth, Wernersreuth u. a. Eine Stunde westlich von Ebmath beginnen die Orte mit slawischen Namen: Prey, Kengschau, Raigschin, Trogenau, Regnitz-Losau; vielleicht ist auch das sächsische Grenzdorf Possack („die Possig“) slawischen Ursprungs.

(Schluß folgt)



Strindberg



on Strindberg hatte ich bis vor kurzem nur einige Kleinigkeiten gelesen, die ich in Zeitschriften fand. Aus Zeitungsberichten hatte ich erfahren, daß er Weiberfeind sei und seit einigen Jahren daran arbeite, die Chemie im Sinne der Alchemisten zu reformieren. Jetzt erscheint nun bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig eine deutsche Gesamtausgabe seiner Schriften, unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltet. Schering fügt der

*) Das a, hier und im folgenden von mir als „ä“ bezeichnet, ist zwischen ä und a zu sprechen.